

Jeden Tag werden Dutzende Gefangene aus dem Gefängnis zum Gericht gefahren. Ein Urteil wird aber oft erst nach Monaten gesprochen.

Der Häftling Abdul

Sierra Leone ist eines der ärmsten Länder der Welt. Und nirgendwo ist das Leben dort schlimmer als im größten *Gefängnis* der Hauptstadt Freetown. Unser Autor hat versucht, einen der 1 300 Gefangenen zu befreien.



Abdul, 16 Jahre alt, wartet vor Gericht auf sein Urteil. Sein Vergehen: Er wurde mit einem gestohlenen Radio von der Polizei aufgegriffen.



In einer 25 Quadratmeter großen Zelle drängen sich bis zu sechzig Gefangene –eingesperrt sind die Häftlinge sechzehn Stunden am Tag.

Text JOHN CARLIN
Fotos FERNANDO MOLERES / LAIF

Mein Freund Fernando Molerés, ein Fotograf, traf ihn im Februar 2010 im größten Gefängnis von Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone. Ein Gericht hatte Steven zu drei Jahren Haft verurteilt, weil er zwei Schafe gestohlen hatte. Mit seinen siebzehn Jahren hätte er noch nicht in einem Gefängnis für Erwachsene sein dürfen, aber er war längst nicht der einzige Teenager dort. Gemeinsam befanden sich die jüngsten unter den Häftlingen in der Hackordnung ganz unten, bei der es vor allem um Luxusgüter wie Wasser, Seife und um die tägliche Ration Reis ging. Am Ende seines Lebens bestand seine Hauptbeschäftigung darin, die Wunden zu scheuern, die ihm die Krätze zugefügt hatte. Fast jeder im Gefängnis litt an der Krätze – einer ansteckenden Hautkrankheit, ausgelöst durch Milben, die sich in den engen Zellen, in denen die Menschen zusammengepfercht schliefen, ungehin-

dert vermehren konnten. Aber niemandem ging es so schlecht wie Steven. Was auch immer in einem Medizinwörterbuch an Krankheiten und Infektionen zu finden ist: Er litt darunter. Sein ausgemergelter Körper hatte den Erregern nichts mehr entgegenzusetzen. Ich sah einige Fotos von ihm – er hatte die glänzenden Augen von Kindern, die Hunger leiden oder schweres Fieber haben. Das Waisenkind Steven war ein perfektes Beispiel für die zahllosen Opfer, die der Bürgerkrieg im Land hinterlassen hatte, der von 1991 bis 2002 wütete, 50 000 Tote und ebenso viele Vergewaltigungen gebracht und eine halbe Million Menschen obdachlos gemacht hatte. Der Junge hatte in den beinahe zwei Jahren im Gefängnis keinen Besuch. Seine Eltern waren gestorben, entfernte Verwandte hatten ihn längst vergessen. Als Fernando im August wieder nach Sierra Leone zurückkehrte, erfuhr er, dass Steven gestorben war. »Wie ein räudiger Hund«, sagte Fernando. Aber es gab viele wie Steven. Abdul Sesay war ein ganz ähnlicher Fall: der gleiche

leere, schwer kranke Blick, die gleiche wuchern-de Krätze. Er sagte, er sei sechzehn, sah aber wie zwölf aus. Er kam ebenfalls vom Land, seine Eltern waren ebenfalls tot. Der Vater war im Krieg gestorben, die Mutter an einer schweren Krankheit. Seit er neun war, hatte er alleine gelebt. Sierra Leone ist ein Land voller Oliver Twists: wandernde Waisen, die sich unter Lebensbedingungen zurechtfinden müssen, wie sie Charles Dickens beschrieben hat. Wobei selbst die schlechten Gegenden des viktorianischen London noch mehr Reichtum und Aufstiegsmöglichkeiten für Arme boten als das Freetown der Gegenwart. In seinem erschütternden Buch »Soldiers of light«, das ich auf dem Flug nach Sierra Leone lese, zitiert der Autor Daniel Bergner einen britischen Entwicklungshilfsveteranen. Der sagt, dass Sierra Leone sich in Zukunft »genauso nah am Mittelalter befinden wird wie an der modernen Welt«. Sierra Leone – auf dem »Human Development Index« auf einem der letzten Plätze – hat trotz seiner Bodenschätze wie

Diamanten und Rohstoffe extrem hohe Sterblichkeitsraten von Babys, Kindern und Müttern und eine Analphabetenrate von über fünfzig Prozent. Noch eine Statistik: Siebzig Prozent des Staatshaushalts bestehen aus ausländischen Spendengeldern. Als ich um zwei Uhr morgens auf dem kleinen und chaotischen Flughafen von Freetown landete, erfahre ich, dass der beste Weg in die Stadt nicht über eine Straße, sondern über das Meer führt. Ich verstehe auch schnell, warum. Schon der kurze Weg zum Anleger ist eine Tortur für jeden Geländewagen: Krater, so groß, dass eine Familie von Flusspferden darin schlafen könnte. Es gebe schon eine Straße nach Freetown, wird mir gesagt. Und wäre sie asphaltiert, bräuchte man auch nur etwa zwanzig Minuten vom Flughafen. In ihrem jetzigen Zustand dauere die Reise aber etwa vier Stunden. Unsere Fähre durchquert die Bucht, einen der wenigen natürlichen Häfen an Afrikas Westküste. Als portugiesische Entdecker im 15. Jahrhundert von ihren Schiffen aus die Berge im

Hintergrund sahen und sich an Löwen erinnert fühlten, gaben sie dem Land den Namen, den es bis heute trägt. Auf unserem Boot befinden sich etwa zwanzig Passagiere. Die Besitzer lassen sich die Reise fürstlich bezahlen, aber meine Mitreisenden und ich sind uns einig: Es ist eine gute Investition.

Der Wachmann will, dass wir Geld und Telefone abgeben

Der Wachmann am Eingang des grauen Gefängnisgebäudes, das von den Einheimischen nur »Pademba Road« genannt wird, fordert Fernando und mich auf, unsere Telefone und Bargeld abzugeben. »Zu Ihrer eigenen Sicherheit«, sagt er. Ich gebe ihm mein Mobiltelefon, aber nicht das Scheinbündel in meiner Jeans. Auf einer Tafel steht die Anzahl der Häftlinge: 1 307. Uns wird ein Wachmann zur Seite gestellt, der Gefängniskaplan schließt sich uns ebenfalls an. Es ist elf Uhr vormittags, wir dürfen uns bis sechzehn Uhr umsehen. Unser Ziel:

die Eskorte abzuhängen und uns alleine mit Abdul Sesay und anderen minderjährigen Insassen zu treffen. Aber zunächst müssen wir der offiziellen Führung folgen. Wir treten hinaus auf ein Gelände mit vier großen Flachbauten. Das Farbspektrum reicht von hellbraun bis dunkelgrau: die Mauern, die rostigen Blechdächer, die Haut der Häftlinge, ihre Kleidung. Selbst Trikots von Fußballvereinen wie dem FC Barcelona und Inter Mailand, die einige tragen, sind komplett ausgewaschen und grau. Hunderte Inhaftierte auf dem großen Hof lassen alles stehen und liegen, als sie uns bemerken. Sie kommen auf uns zu, die meisten mit einem breiten Grinsen. »Fernando!«, ruft einer. »Fernando!«, der nächste. Fernando ist für die Häftlinge eine Art Rockstar. Er hatte den ganzen Februar 2010 hier verbracht, fotografiert, mit den Häftlingen gesprochen. Im August war er für zwölf Tage wiedergekommen. Sie lieben ihn, weil er sie mit Respekt und Humor behandelt – und weil er immer Medizin dabei hat. Fernando bleibt in der Mitte des Hofes stehen, öffnet einen ▶



Minderjährige Gefangene im Block vier des Gefängnisses. Dass sie mit älteren Häftlingen gemeinsam eingesperrt sind, ist eigentlich gegen das Gesetz.

Reißverschluss seiner Tasche und holt eine Cremetube heraus. Jedem der Inhaftierten drückt er einen Klecks auf die Hand. Alle ziehen daraufhin sofort ihre Shorts herunter und schmieren sich die Creme in den juckenden Schritt. Manchen gibt Fernando eine rote Pille, ein Medikament gegen die Krätzmilben. In jedem Winkel des Gefängnisses wiederholt sich die Szene. Wir befinden uns unter den Ärmsten der Armen, darunter gefährliche Kriminelle, in einem Land, das in den Neunzigern einige der brutalsten Grausamkeiten erlebte, die je auf der Welt verübt wurden. Trotzdem liegt keine Gefahr in der Luft, sondern Neugier und Wohlwollen. Ein Gefangener nach dem anderen kommt zu mir, schüttelt meine Hand, stellt sich vor, fragt nach meinem Namen. Unser Begleitschutz, unbewaffnet, macht ebenfalls einen entspannten Eindruck. Der Kaplan führt uns in eine dunkle Werkstatt, in der Häftlinge zu Schreibern, Nähern, Polsterern und Schustern ausgebildet werden. Auf den grob zusammengewühlten Tischen und dem Zementboden liegen Hammer, Sägen, spitze Metallgegenstände – genug tödliche Waffen, um eine Revolution anzuzetteln. Den Kaplan scheint das nicht zu sorgen. Er bedauert vielmehr, dass solche Werkzeuge für die entlassenen Häftlinge unermesslich teuer seien und somit die Fertigkeiten, die sie hier erlernen, in der Welt außerhalb des Gefängnisses mehr oder

Der Regen ist beliebt bei den Gefangenen: Endlich duschen!

weniger nutzlos würden. Ein Häftling zeigt mir stolz das Mädchenkleid, das er gerade an einer Nähmaschine hergestellt hat. Ein Wachmann erklärt, dass er und seine Kollegen die Flipflops und Kleidungsstücke aus der Gefängniswerkstatt auf dem Markt anbieten und von dem Erlös Wasser und Seife kaufen – und wenn das Geld reicht, auch mal eine Extraration Essen. Draußen auf dem Hof sehe ich einen Mann, der von dem System profitiert: Unter den neidischen Blicken der anderen seift er seinen Körper von Kopf bis Fuß ein – und ist für einen Moment der König von Pademba Road. Die beste Jahreszeit für die Gefangenen, erklärt mir Fernando, sei die Regenzeit: kostenlose Duschen für alle.

Sierra Leone wird von einem gütigen, wohlmeinenden und demokratisch gewählten Präsidenten namens Ernest Bai Koroma regiert. Dessen Hauptziel ist es, das Land nach dem Chaos und der Zerstörung des Krieges wiederaufzu-

bauen. Es ist ein grünes, üppiges Land, und die Stimmung wirkt entspannt, auch wenn jeder Einzelne sich irgendwie durchschlagen und ums Überleben kämpfen muss. Sichtbare soziale Spannungen gibt es eigentlich nur zwischen den Fans der unterschiedlichen europäischen Fußballvereine: Man findet kaum ein Auto ohne einen Aufkleber, der Manchester United, Arsenal, Chelsea, Barcelona oder Real Madrid die ewige Treue schwört. Ein Taxifahrer erzählt mir, er sei Fan von Real Madrid, seine Mutter unterstütze aber Barcelona. »Wir streiten sehr oft darüber, meine Mutter und ich«, sagt er mir lächelnd.

Im Buch »Soldiers of light« spricht ein britischer Offizier niedergeschlagen über seine Zweifel, dass das Land »in den nächsten 300 Jahren« so etwas wie eine ordentlich funktionierende Gesellschaft entwickeln könnte. Aber er sagt auch: »Es gibt viel, was wir von Sierra Leone lernen können. Zum Beispiel Güte und Menschenliebe.« Der Offizier war Teil einer großen Truppe, die Tony Blair nach Sierra Leone geschickt hatte, um den Bürgerkrieg zu beenden. Einer der wenigen Fälle der Geschichte, bei dem ein solcher Eingriff »ethischer Außenpolitik« funktioniert hat.



Die Bemerkung des Offiziers fasst das große Mysterium Afrikas in Worte: die unglaubliche Fähigkeit, angesichts endloser Korruption, Chaos und Elend menschlich zu bleiben. Das zeigt sich vor allem an der Fähigkeit der Menschen zu vergeben. Gräueltaten passieren überall auf der Welt. Aber nur in Afrika scheint man fähig zu sein, Hass zu überwinden, zu vergeben und zu vergessen. Während die Bewohner des Balkans sich immer noch verbittert an Konflikte

Christen und Moslems leben friedlich zusammen im Knast

aus dem 14. Jahrhundert erinnern, leben in Ruanda inzwischen Hutu und Tutsi wieder friedlich zusammen, obwohl die Wunden des Völkermords, in dem fast eine Million Menschen starb, noch frisch sind. In Südafrika schafft es die schwarze Bevölkerung sogar, trotz jahrhundertelanger rassistischer Demütigungen in mehr oder weniger friedlicher Koexistenz mit der weißen Bevölkerung zu leben. Vielleicht liegt es daran, dass die Armut die Bewohner Afrikas zwingt, pragmatisch zu handeln. Wenn es ums Überleben geht, kann man sich nicht den Luxus erlauben, lange über vergangenes Unrecht zu jammern. Eine andere, tiefer gehende Begründung liefert jedoch ein eher untypischer Häftling von Pademba Road.

Sein Name ist so ungewöhnlich wie er selbst: Simon Hayman-Goldsmith. Er ist schwarz, aber damit enden die Gemeinsamkeiten mit seinen Mithäftlingen auch schon. Der verschmitzte, kluge Engländer, der sich sehr gewählt ausdrückt, hat in seiner Heimat Wirtschaftswissenschaften studiert, als ihm die unglückselige Idee kam, er könne sich durch Kokainschmuggel ein wenig dazuverdienen. Sierra Leone ist ein wichtiger Umschlagplatz für Drogen aus Kolumbien, die nach Europa gebracht werden sollen. Er bestätigt mein Gefühl von Sicherheit im Gefängnis von Pademba Road. »Neun unbewaffnete Wachmänner, 1300 Häftlinge und so gut wie keine Probleme, keine Gewalt. Afrika ist fantastisch!« Umso fantastischer, als es durchaus Grund für eine Revolte gebe. Viele der Männer seien unschuldig und säßen zu Unrecht ein. Andere seien vielleicht schuldig, aber ihre Haftstrafen übertrieben lang – oder sie säßen schon Ewigkeiten hinter Gittern, obwohl ihr Verfahren noch nicht mal eröffnet wurde. »Der Punkt ist«, so erklärt Simon Hayman-Goldsmith das afrikanische Mysterium der Vergebung, »dass die Menschen hier in der Gegenwart leben. Sie vergessen die Vergangen-



Ein Wachmann in einem Verwaltungsraum des Gefängnisses. Dass Häftlinge oft ähnliche Namen tragen, macht die Arbeit nicht leichter.

heit und vergeben deshalb, was damals passiert ist. Die Zukunft bedeutet ihnen auch nichts. Sie leben nur für das Hier und Jetzt.« In der Theorie versammeln sich rund 140 Häftlinge für einen Gottesdienst in der Gefängnis-kapelle, weil sie an das Jenseits glauben. In der Praxis genießen sie einfach den Augenblick. Hier kann man Religion als Entertainment erleben: singen, tanzen, klatschen, johlen – angeführt von einem Priester mit manischem Blick, der in seiner Theatralik an die Baptisten im Süden der USA erinnert. »You happy?« – »Yes!« – »You gladly?« – »Yes!«
Begann diese Art des Gottesdienstes in den USA? Oder haben die Sklaven sie aus Afrika mitgebracht? Oder im Falle von Sierra Leone – einer britischen Kronkolonie, die von ehemaligen Sklaven bevölkert wurde, die aus den USA zurückgekehrt waren: War sie in die USA exportiert und dann zurückgebracht worden? Wie auch immer: Der Gottesdienst tut den Gefangenen gut. Die Kapelle ist schlicht, aber gleichzeitig der einzige Ort im Gefängnis, an dem

man sich über Ästhetik überhaupt Gedanken gemacht hat. Kleine Gemälde zeichnen den Leidensweg eines schwarzen Jesus nach. Auf einem anderen Bild, hinter dem Altar, sieht man einen weißen Jesus, daneben ein Bild des Apostels Paulus, der in einer Zelle betet, während ihn ein Wärter in römischer Uniform bewacht.

Die kräftigsten Gefangenen verteilen das Essen

Ich bin nicht sicher, ob die Gebete in der Minimoschee von Pademba Road ebenso überschwänglich sind, aber es soll dort ebenso tolerant zugehen. Als ich einen der Wachmänner frage, ob es Konflikte zwischen inhaftierten Christen und Muslimen gebe, sieht er mich nur verständnislos an.
Der Präsident von Sierra Leone ist ein Christ, der Vizepräsident ein Moslem. Alle offiziellen Zeremonien der Regierung beginnen mit Gebeten beider Religionen. Ehen zwischen Christen und Moslems sind häufig und allem Anschein

nach weithin akzeptiert. Einer der zahlreichen Taxifahrer, mit dem Fernando und ich sprechen, hat einen Aufkleber auf seinem Armaturenbrett: »Jesu Blut ist meine Waffe«. Es stellt sich heraus, dass er ein gläubiger Moslem ist, der seine beiden ungläubigen Fahrgäste sofort einer strengen – und zunehmend sorgenvollen – Prüfung ihres eigenen Glaubens unterzieht. Trotzdem ist er kein Dogmatiker und verblüfft uns immer wieder mit Aussagen, die ihn in Saudi-Arabien wahrscheinlich schnell ins Gefängnis bringen würden. Der Unterschied zwischen Christentum und Islam? »Nur Worte. Unterschiedliche Wege, denselben Gott zu ehren.« Und wenn ein Christ sich in eine Muslima verliebt? »Dann muss die Frau Christin werden. Wenn der Mann Moslem ist und sie eine Christin, dann muss sie zum Islam übertreten.«
Offensichtlich ist es um die Gleichberechtigung der Frauen in Sierra Leone noch nicht allzu gut bestellt, aber wir hören von vielen Ehen, die in zwei religiösen Zeremonien besiegelt werden: eine in der christlichen Kirche und eine in



Ein Eimer am Ende des Freiganggeländes ist die einzige Toilette für etwa 240 Gefangene.



Die tägliche Essensration für die Gefangenen wird verteilt. Außerdem erhält jeder Häftling 0,3 Liter Wasser am Tag. Das muss reichen.

› der Moschee. Wir erfahren allerdings auch, dass »arabische Einflüsse« vor allem im Norden des Landes spürbar seien und sich Muslime dort zunehmend radikalisierten und das Zusammenleben mit Christen erschwerten.

Bei der Essensausgabe im Gefängnis verlässt uns der Kaplan, wir gehen mit dem Wachmann in einen Zellenblock, in dem Gefangene auf ihre Verhandlung warten. Eine aufgeregte Schlange hat sich am Eingang des dunklen Verlieses gebildet. Die älteren Häftlinge, einige von ihnen erstaunlich muskulös, entscheiden, wer zuerst und wer wie viel zu essen bekommt. Ein Häftling murmelt: »Das würde nicht mal ein Hund fressen wollen.«

Die Männer schlingen das Essen dennoch hinter, während sie halb nackt auf dem Boden des Kellergewölbes sitzen. In ihren Plastikschüsseln befindet sich Reis mit ein paar Blättern. Jeder bekommt eine kleine Flasche Wasser. Das Wasser ist dreckig, aber die Gefangenen teilen sich den Inhalt vorsichtig ein, bis 24 Stunden später die nächste Ration kommt. Vom Korri-

dor gehen die Zellen ab – eigentlich für je zwei Personen konzipiert, beherbergen sie jeweils acht Männer. Wir treffen Abdul Sesay schließlich in einer Zelle, halb so groß wie ein Tennisplatz, in der sechzig Männer hausen. Der Junge ist winzig, mit einem pockennarbigen Kindergesicht. »Ich habe bei meiner Großmutter auf dem Land gelebt, aber sie schickte mich weg, weil sie kein Geld hatte, um mich zu versorgen«, erzählt er. Damals, 2003, war Abdul neun, fortan lebte er in Freetown und schlug sich mit Gelegenheitsjobs auf dem Markt durch, er schlief in einem Auto auf einem Schrottplatz am Stadtrand. Warum ist er in Pademba? »Jemand hat ein Radio geklaut und es mir gegeben. Ich wusste nicht, woher es kam – aber als es die Polizei bei mir fand, klagte sie mich wegen Diebstahls an.« Während Abdul spricht, schiebt ihm Fernando eine kleine rote Pille in den Mund. Sie soll gegen die Krätze helfen, die seinen halben Körper bedeckt.

Er hat noch zahlreiche andere Krankheiten. »Ich fühle mich die ganze Zeit elend. Ich esse, was

ich kriegen kann. Aber ich habe Angst vor einigen der Gefangenen.« Als er das sagt, entdecke ich zwei muskulöse Kerle in Netzhemden, die uns argwöhnisch beobachten. Es fällt mir selbst

»Ich habe Angst vor manchen Gefangenen«, sagt Abdul

schwer, keine Angst vor ihnen zu haben. Wie kommt es, dass er in einem Gefängnis für Erwachsene einsitzt? Abdul zieht seine Hose herunter und zeigt auf seine leichte Schambehaarung. »Der Polizist schaute da unten nach und sagte, ich würde lügen. Ich sei neunzehn, nicht sechzehn. Die Leute, die mich angezeigt hatten, machten Druck.« Haben sie dem Polizisten Geld gezahlt? Abdul nickt, mit Tränen in den gesenkten Augen. Irgendeine Hoffnung, hier jemals wieder rauszukommen? Am Freitag habe er einen Gerichtstermin. Dort könne eine Kaution festgelegt werden. Die werde dann bei 50 000 Leones liegen, das sind ungefähr acht Euro.

Fernando und ich tauschen einen Blick und beschließen im Stillen, Abdul herauszuholen. Nachdem wir das Gefängnis verlassen haben, treffen wir uns mit einer Anwältin. Sie will nicht namentlich genannt werden, aber sie erklärt uns das System: »Wer kein Geld hat, kann sich in Sierra Leone keine Gerechtigkeit leisten«, sagt sie. Und fügt hinzu, dass die, die Geld haben, andere Leute auch ins Gefängnis bringen können – selbst wenn sie nur einen Verdacht haben oder die Person einfach nicht leiden können. Das System sei korrupt: »Mit den Armen kann man machen, was man will.« Die gute Nachricht sei, dass die Regierung sich der Sache angenommen habe und mit Hilfgeldern ein ehrliches und effektives Netz von Pflichtverteidigern aufbaue. Ein Grund für die Initiative sei eine UN-Studie, die feststellte, dass man so am wirkungsvollsten verhindern könne, dass sich die Gräueltaten des Bürgerkriegs wiederholen.

Diesen Krieg hatte der ehemalige Offizier Foday Sankoh unter anderem damit begründet, er wolle den Armen zu ihrem Recht verhelfen.

Sankoh befahl eine Armee von Kindersoldaten mit dem feierlichen Namen »Revolutionary United Front« (RUF), die Menschen die Hände abhackte. Selbst hatte Sankoh sieben Jahre in Pademba Road verbracht, da er an einem Putschversuch beteiligt gewesen war. Laut der Anwältin führte das Gefühl, zu Unrecht bestraft worden zu sein, bei ihm und vielen aus der RUF-Spitze (die sich »Rambo«, »Superman« oder »Colonel Savage« nannten)

Soziale Ungerechtigkeit führte schon mal zu Bürgerkrieg

zu dem Blutbad, das er später als einer der berüchtigtsten Kriegsverbrecher der Welt anzettelte. Sankohs Wunsch nach Reformen wich schnell der Gier nach Diamanten – davon erzählt auch der Film »Blood Diamond« mit Leonardo DiCaprio.

Diese Gier ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass soziale Ungleichheit der Auslöser für den Bürgerkrieg war. »Die Regierung hat ver-

standen«, sagt die Anwältin, »dass wir ohne ein anständiges Rechtssystem bald wieder einen neuen Aufstand, einen neuen Sankoh haben werden.«

Sankoh wurde im Jahr 2000 verhaftet, woraufhin es zu spontanen Feiern im ganzen Land kam. Er wurde als Kriegsverbrecher in siebzehn Fällen angeklagt. Vor seiner Verurteilung starb er an einem Schlaganfall und fand somit, wie ein UN-Staatsanwalt es ausdrückte, »das friedliche Ende, das er so vielen anderen verweigert hatte.«

Am Tag nach unserem Gefängnisbesuch gehen wir zum Gerichtsgebäude, einem beeindruckenden Kolonialbau. Unser Besuch stellt sich als Testlauf für die Befreiung von Abdul heraus, die wir für den nächsten Tag geplant haben. Der Trick ist, ein paar Insider – einen jungen Gerichtsreporter und einen älteren Herrn, der sich als »Gerichtsvorsitzender« vorstellt – zu überzeugen, für die Kaution zu bürgen. Dafür – und für einen Deal mit dem Staatsanwalt, der gleichzeitig auch Polizist ist – würden



»Dame« ist ein beliebter Zeitvertreib im Gefängnis – wegen der hohen Wetteinsätze aber auch immer wieder ein Grund für Prügeleien.

► wir rund 160 000 Leones bezahlen müssen. Die Kautions selbst macht dabei nur 50 000 Leones aus, der Rest ist Schmiergeld.

Am Abend packt Fernando seine Sachen für den Rückflug, ich muss mich am nächsten Tag alleine um Abduls Freilassung kümmern. Vor seiner Abreise fragt Fernando noch in einigen Obdachlosenheimen an, ob sie Abdul aufnehmen würden – ohne Erfolg. Zu viele bürokratische Hürden, zudem ist Pademba Road auch nicht die beste Referenz. Ich werde selbst eine Lösung finden müssen.

Bevor er sich verabschiedet, überreicht mir Fernando noch einen Stapel Blätter von Häftlingen in Pademba Road. Es sind Aufzeichnungen von mehr als zwanzig Gefangenen, die ihr Leben vor und nach der Verhaftung beschreiben. Da kaum einer von ihnen schreiben kann, sind die meisten Aufzeichnungen in derselben Handschrift verfasst. Sie beginnen alle mit »Lieber Fernando« oder »Sehr geehrter Herr«. Die Themen sind immer dieselben: das Gefühl, zu Unrecht im Gefängnis zu sein, die Krankheiten,

fehlende Medizin, die Todesfälle in den Zellen, der Gestank der Latrinen, das miserable Essen, das brackige Trinkwasser, die Tatsache, dass sie sich nie waschen können, ihr Glaube an Gott. Ein Auszug der Schilderungen von Issa Kamaara, fünfzehn Jahre alt: »Ankunft in Pademba: 5. Februar 2010. Strafe: drei Jahre. Vergehen: eine zerbrochene Autoscheibe. Meine Mutter

Vergehen: eine zerbrochene Autoscheibe. Strafe: drei Jahre

und mein Vater leben noch, aber ich kann nicht bei ihnen wohnen, da sie kein Geld haben und mir gesagt haben, ich soll weggehen, und deswegen habe ich auf der Straße gewohnt mit meinen Freunden und im Ghetto geschlafen auf dem Fußboden ... Wenn ich am Morgen aufwache, gehe ich mit meinen Freunden und arbeite mit einer Schubkarre. Manchmal geben mir die Freunde dafür kein Geld, sondern nur Essen ... Als ich nach Pademba Road kam, war ich sehr traurig. Wir sind zu siebt in der Zelle.

Wenn ich am Morgen aufwache, fühle ich mich krank, habe Schmerzen, wie bei Malaria ... Wenn ich aus dem Gefängnis komme, werde ich in die Schule gehen. Wenn ich meine Ausbildung fertig habe, werde ich ein besserer Mensch sein in der Zukunft ... Wenn ich das Geld habe, will ich verheiratet sein ... Wenn ich frei bin, will ich zu meinen Eltern zurückgehen und sie bitten, mich wieder zur Schule zu schicken. Wenn ich sie bitte und sie mich annehmen, dann will ich nie wieder weggehen von ihnen. So wahr mir Gott helfe.«

Wo wird Abdul hingehen, wenn es gelingen sollte, ihn aus dem Gefängnis zu holen? Erst mal müssen wir ihn herausbekommen. Ich komme um zehn Uhr bei Gericht an, zum selben Zeitpunkt, als Abdul und ein Schwung weiterer Häftlinge in einem grünen Gefängniswagen vorgefahren werden. Ich kann ihre Hände durch die Gitterstäbe sehen. Meine zwei Mitverschwörer sind da und bereit für unser Projekt. Der Plan ist, die Kautions zu bezahlen, Abdul mitzunehmen, ihm in einer Apotheke

die nötigen Pillen und Salben für seine Genesung zu besorgen und ihn danach zu der Anwältin zu bringen, die uns geholfen hat. Sie versteht gut, dass man soeben entlassenen Häftlingen helfen muss, wieder Fuß zu fassen. Aber so einfach wird es nicht.

Ich betrete einen holzvertäfelten Gerichtssaal, den Vorsitz hat eine eindrucksvolle Amtsrichterin – ihre Haare sind rot gefärbt, ihr Tonfall ist schroff, sie scheint nicht zu Scherzen aufgelegt. Die Sitzreihen sind voll. Zehn Gefangene erwarten ihr Urteil, darunter Abdul. Unsere Blicke treffen sich, er sieht mich fragend an, ich winke, nicke, er winkt zurück. Meine zwei Helfer haben bereits mit dem Staatsanwalt gesprochen, einem jungen Mann in Polizeiuniform.

Die Freilassung wird teurer als geplant: 320 000 Leones

Der Gerichtsreporter, ein kleiner, kräftiger Typ, kommt mit der Auskunft zurück, dass Abduls Freilassung teurer werde als vermutet. Der Preis liege bei 320 000 Leones. Ich bin nicht in der Position zu feilschen und überschlage, wie viel Geld ich noch habe und wie viel ich für das Taxi und die Fähre zum Flughafen brauchen werde. Schließlich lasse ich mich auf die 320 000 ein, was für Sierra Leone – wo ein Stück Seife eine Wertanlage ist – sehr viel Geld bedeutet. Für mich sind es gerade mal 52 Euro. Ich sehe, wie der Gerichtsreporter dem Polizisten ein Zeichen gibt, scheinbar unbemerkt von den Augen der Richterin. Der Polizist, der gleichzeitig als Staatsanwalt fungiert, hebt zwei Finger. Der Gerichtsreporter schüttelt den Kopf und hebt nur einen. Was hat das zu bedeuten? »Er will wissen, ob wir einen Jungen befreien wollen oder zwei.«

Abduls Fall kommt an die Reihe. Die Richterin fragt ihn, wie alt er sei. »Sechzehn«, sagt er. Sie sieht ihn verwirrt an. »Du bist in Pademba?« – »Ja.« Sie macht sich eine Notiz und weist ihn an, sich wieder zu setzen. Das hier wird länger dauern. Ich wechsele noch mehr Geld und kehre in den Gerichtssaal zurück, um mit meinem zweiten Verbündeten zu sprechen, der sich als »Gerichtsvorsitzender« vorgestellt hatte. Er ist älter als der Reporter und scheint etwas geschickter. Er drängelt sich durch die überfüllten Gänge und wispert mit verschiedenen Leuten. In einer Stunde soll plötzlich alles geregelt sein, erklärt er mir dann. Jetzt ist es elf Uhr. Noch verläuft alles nach Plan.

Ich warte mit dem Gerichtsreporter, der mir erzählt, er habe unlängst seinen Job bei der Zei-

tung verloren. Er hätte über illegale Grundstücksgeschäfte berichtet und sei daraufhin nicht nur gefeuert, sondern auch verhext worden, was zu einer schlimmen Erkrankung geführt habe. »In Afrika kann man nicht die Wahrheit schreiben«, sagt er. Ein Mann geht vorbei, er trägt ein T-Shirt mit Barack Obamas Gesicht darauf. »Change we can believe in«, lautet der Aufdruck. Direkt neben dem Gerichtsgebäude fließt eine gelbgrüne Brühe langsam den Rinnstein entlang. Es ist heiß, ich kaufe eine Fanta für dreißig Cent.

Zwei Stunden sind vergangen, keine Spur von Abdul. Mir bleibt noch eine Stunde, ehe ich zurück zum Hotel und von dort weiter zur Fähre muss. Endlich kommt Abdul aus dem Gebäude, er lächelt mich an. Hinter ihm steht der Polizist. Sie müssen noch ein Foto machen und Papiere unterschreiben, heißt es, zehn Minuten, höchstens. Nach einer halben Stunde sind sie immer noch nicht zurück. Zu der Anwältin werde ich ihn nicht mehr begleiten können, aber immerhin kann ich ihm vielleicht noch die Medizin in der Apotheke kaufen. Der Gerichtsreporter nimmt mich noch einmal mit nach drinnen, durch ein Labyrinth von Treppen und Korridoren. Überall Papierstapel, Akten, kein einziger Computer. Bettler, Polizis-

Abdul nimmt meine Hand und lässt sie nicht mehr los

ten, mollige Frauen in knappen Kleidern, Rastafaris mit nackten Füßen, Anwälte in dunklen Anzügen und Krawatten. Wieder eine Szene wie aus dem London von Charles Dickens. Wir kommen zu einem kleinen Büro, in dem die Richterin quälend langsam ein Formular ausfüllt. Es ist inzwischen zwei Uhr, mir läuft die Zeit davon, ich fange an zu fluchen und gehe lieber nach draußen, um nicht durch meine Unbeherrschtheit den Plan zu ruinieren. Nach zehn Minuten kommt Abdul mit meinen beiden Gerichtshelfern nach draußen. Er ist endlich frei. Er greift mit seinen beiden Händen meine Rechte und lässt sie nicht mehr los. Er sieht mir in die Augen und scheint plötzlich wie verwandelt: als sei er mit einem Schlag genesen. Es tut mir leid, aber es ist zu spät, ich kann ihm die notwendige Medizin nicht mehr selbst besorgen. Ich bezahle seine beiden Befreier, nehme ihn zur Seite und stecke ihm Leones im Gegenwert von vierzig Euro in die Tasche, eine Summe, die er noch nie in seinem Leben gesehen hat, sich wahrscheinlich nicht einmal vorstellen konnte. Geh in die Apotheke

und dann zurück in dein Heimatdorf. Versuch, ein paar Verwandte zu finden, die dort leben. Bleib noch so lange hier, wie es deine Bewährungsaufgaben vorschreiben. Der Reporter und der »Gerichtsvorsitzende« nicken ängstlich. Sie bekämen Ärger, sagen sie, wenn er einfach abhauen würde.

Der Mann am Bootsableger hat keine Hände mehr

Ein Taxifahrer, dem ich meine letzten 40 000 Leones in die Hand drücke, fährt mich durch die Hinterstraßen von Freetowns schlimmsten Slums. Vorbei an Müllbergen, in denen Menschen herumklettern und nach Verwertbarem suchen. Über eine klapprige Brücke, unter der ein Fluss strömt, als würde er einem in zehn Sekunden die Haut vom Leibe fressen, falls man hineinstürzen sollte. Wir erreichen die Fähre wenige Sekunden ehe sie ablegt.

Als ich meine orangefarbene Schwimmweste anlege, sehe ich einen Mann, Mitte zwanzig, der auf dem Anleger Kleidung verkauft. Er hat keine Hände mehr. Ich habe kein Geld mehr und keine Zeit, ihm etwas abzukaufen.

Den ganzen Heimflug denke ich an Abdul, und bis heute wünsche ich mir, ich hätte noch mehr für ihn tun können. Dann fallen mir die ganzen anderen Häftlinge in Pademba Road ein, denen ich auch helfen sollte. Mir fällt das traurige Gesicht des Jungen ein, der im Gerichtssaal neben Abdul saß und merkte, dass ein anderer gerettet wird. Und mir fallen die Millionen und Abermillionen Afrikaner ein, für die ich gar nichts tun kann, und wie viel Brutalität und Korruption auf diesem Kontinent herrschen – aber auch wie viel Lebensfreude und wie viel Güte. Ich denke daran, wie viel sie uns beibringen könnten, wenn wir aufhören würden, sie nur als arme Teufel zu sehen, von denen man nichts lernen kann. •



Schon oft schrieb Autor **JOHN CARLIN** über Missstände und Menschen in Not. Normalerweise hält er sich dabei als Person weitgehend zurück, so wie es für Journalisten üblich ist. Seine Geschichten sollen lieber für sich sprechen und die erreichen, die mehr Einfluss haben als er. Dass er im Gefängnis in Freetown nun selbst aktiv eingriff und einen Jungen rettete, war eine Ausnahme. Eine Ausnahme, auf die er immer noch sehr stolz ist.